

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1849) Unterhaltungsblatt**

9 (1.2.1849)

# Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 1. Februar 1849.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandecker.

N<sup>o</sup>. 9.

## Der Mulatte.

(Fortsetzung.)

Behutsam wurde der Körper in das Boot gezogen, und während die Neger in die Ducht zurückruderten, untersuchten Felix und Arthur, so gut es anging, den Zustand des Bestimmungsgelosen. Noch hatten Puls und Herz nicht aufgehört zu schlagen, wenngleich Blut aus einer Wunde am Kopfe floß.

In größter Eile schaffte man den Geretteten in das Haus und brachte ihn in das ehemalige Wohnzimmer des alten Aubuffon, welches seit seinem Tode unbenutzt geblieben war. Hier legte man vor allen Dingen einen Verband an, um das rinnende Blut zu stillen. Ein arzneikundiger Neger ging, um heilende Kräuter und Salben aus der Hausapotheke herbeizuholen, während der Kranke seiner nasen Kleider entledigt und auf ein weiches Lager gebracht wurde.

Arthur war zu den Frauen geeilt und hatte ihnen den seltsamen Vorfall mitgetheilt. Beatrix und Kamilla belobten die jungen Männer wegen ihres aufopfernden Muthes; Eugenie aber sank dem Geliebten mit unaussprechlichem Gefühl an die Brust.

Man stritt sich um den Vorzug, den ersten Krankendienst bei dem armen Gast verrichten zu dürfen; Beatrix, als die Erfahrenste unter ihnen, erhielt dies schöne Recht.

Der arzneikundige Neger wurde als Wache bei dem noch immer besinnungslosen Kranken bestellt, während Beatrix im Nebenzimmer verweilte, um jeden Augenblick bei der Hand seyn zu können. —

Schon seit der Zeit, wo man den geretteten Fremdling in das Haus trug, hatte die Wuth der Elemente nachgelassen. Das Heulen des Orkans war verstummt; man vernahm nicht mehr das wilde Brausen des Meeres, und nur ein entferntes Leuchten am Firmament und einzelner dumpf rollender Donner gaben noch Kunde von dem wegziehenden Gewitter, als große es, seine Absicht nicht erreicht zu haben. Hin und wieder glänzte ein Stern am blauen Himmelsbogen durch die zerrissenen Wolken.

Felix, dem die Erlebnisse des Abends und der Nacht die Ruhe verschent hatten, ließ sein Ross satteln, um bei dem guten Wetter zu seines Vaters Plantage heimzukehren.

Als er von Arthur Abschied nahm, kam dieser noch einmal auf Kamilla zurück. „Weißt Du denn,“ sagte er am Schluß seiner gut gemeinten Ermahnung, „ob Kamilla Dich liebt, ob sie Dich je lieben wird? Noch ahnt sie nicht Deine heftige Neigung, und wenn Dir ihr Glück wirklich am Herzen liegt, so erfahre sie auch nie, was wir vor einer Stunde gesprochen, denn Frevel wäre es, ihrem unschuldvollen Gemüthe die anspruchsvolle Ruhe zu rauben und sie mit trügerischen Hoffnungen zu täuschen, die nie, nie in Erfüllung gehen können und ihr Lebensglück für immer zertreten würden!... Du versprichst mir das, Felix?“

Statt aller Antwort drückte Felix dem Freunde heftig die Hand, schwang sich aufs Pferd und jagte auf wohlbekannten Pfaden nach seines Vaters Wohnsitz. —

Mitternacht war vorüber und schon dämmerte im fernem Osten über dem Meere der Morgen herauf, als der Fremde in Aubuffons Zimmer aus seiner Betäubung er-

wachte und die Augen aufschlug. Der Neger war auf der Matte zu seinen Füßen eingeschlummert. Der Kranke suchte sich von seinem Lager zu erheben; seine Augen schweiften im Gemache umher und fielen auf ein Bild, das an der dem Lager gegenüber stehenden Wand hing, und auf welches der volle Schein einer von der Decke herabhängenden Ampel fiel; es stellte eine junge, schöne Frau dar.

Der Kranke heftete seine Blicke unverwandt auf das Bild. Seine Augen erweiterten sich; er bewegte die Lippen, um zu sprechen, doch wie gelähmt war seine Zunge. Schwarz wurde es wieder vor seinen Augen, und mit einem tiefen Seufzer sank er ohnmächtig auf sein Lager zurück.

Der Neger erwachte durch dieses Geräusch und sprang auf; auch Beatrix hatte dasselbe vernommen und trat in das Zimmer.

Der Neger verließ die Ampel, denn eben tauchte die Sonne aus dem Meere und warf ihre ersten Strahlen auf das bleiche Antlitz des Kranken, dieses mit der Röthe der Gesundheit schmückend.

Beatrix hatte während der Nacht den Kranken nur flüchtig gesehen; jetzt, beim Licht des Tages, betrachtete sie ihn genauer; Bestürzung malte sich in ihren blaffen Zügen, mit dem Ausdruck des Zweifels vermischt.

Sie schickte den Neger aus dem Zimmer, um ein stärkendes Getränk zuzubereiten. Als sie sich mit dem Kranken allein sah, entblöhte sie leise und vorsichtig seinen linken Arm: eine brennend rothe Narbe zeigte sich hier ihren Blicken. Sie wankte zum Zimmer hinaus. —

Indessen wurde es lebendig auf der Plantage; die Neger zogen in die Reis- und Zuckerrohrpflanzungen, um die Arbeiten des Tages zu beginnen, die sie aus Liebe zu ihrem gütigen Herrn mit doppeltem Fleiße förderten. Von dem Unwetter der vergangenen Nacht war keine Spur zurückgeblieben; nur war die feische Morgenluft erquickender und die reich gesegnete Natur prangte herrlicher, mit balsamischen Dämpfen die Luft erfüllend.

Noch während der Nacht hatte Arthur einen Boten zu dem Arzte geschickt, welcher sich in der Umgegend angestellt hatte. Dieser erschien jetzt: er erklärte das Wundfieber des Fremden für nicht gefährlich, legte einen neuen Verband an, verordnete einige stärkende Mittel und versprach baldige Genesung.

Arthur befand sich noch in dem Krankenzimmer, als der Fremde wieder die Augen aufschlug. „Wo bin ich?“ fragte er mit matter Stimme.

Arthur trat an sein Lager. „Beruhigen Sie sich, mein Herr,“ sagte er freundlich, da er den Blick des Kranken mit dem Ausdruck des Schreckens auf sich haben sah; „Sie sind in dem Hause eines Freundes, eines Franzosen; mein Name ist Arthur Aubuffon.“

„Aubuffon!“ ächzte der Kranke, den Namen noch mehrere Male wiederholend.

„Ist Ihnen dieser Name bekannt?“ fragte Arthur verwundert.

Der Fremde nickte mit dem Kopfe. „Aber nicht Arthur, César Aubuffon!“

„Das war mein Vater,“ sagte Arthur.

„War — war?“ fragte der Fremde in langgezogenen Tönen. „Ist Cäsar todt?“

„Seit einem Jahre, mein Herr,“ erwiderte Arthur. „Sie kannten ihn also? O wie glücklich schätze ich mich, daß mir der Himmel in Ihnen, wie ich hoffe, einen Freund meines Vaters zugeführt hat.“

In den Gesichtszügen des Fremden war eine heftige Bewegung zu lesen. „Todt — todt!...“ murmelte er vor sich hin.

„Diese Nachricht scheint Sie ergriffen zu haben, mein Herr,“ sagte Arthur nach einer Pause, gerührt die Hand seines Gastes drückend; „o wie danke ich Ihnen für diese Theilnahme. Doch darf ich fragen, in welchen Beziehungen Sie zu dem Verstorbenen standen?“

„Wir waren Jugendfreunde,“ brachte der Kranke nach einer Pause mit einiger Anstrengung hervor; „doch seit seiner Abreise aus Frankreich sahen wir uns nicht mehr. Beim Ausbruche der jezigen Revolution wurde ich in Paris als ein königlich Gesinnter verhaftet, doch gelang es mir zu entfliehen. In Havre bestieg ich ein nach Westindien segelndes Schiff, um mich hier in die Arme meines Freundes zu werfen. Durch Zufall ward es aber dem Capitän bekannt, daß ich nicht zur republikanischen Partei gehöre, und der Unmensch ließ mich während des fürchterlichen Sturmes in der vergangenen Nacht in einem elenden Boote aussetzen, wo ich gewiß mein Leben eingebüßt hätte, wenn nicht durch Ihre Hilfe, wie ich nicht zweifle, diese schändliche Absicht vereitelt wurde. In meinen Kleidern wird sich ein Portefeuille befinden, dessen Papiere mich als den Chevalier des Demes ausweisen. . . O warum mußte ich zu spät kommen, um Cäsar todt zu finden!“

Wäre Arthur ein besserer Menschenkenner gewesen, so hätte er unzweifelhaft den falschen, arglistigen Blick des Erzählers bemerken müssen, mit welchem derselbe sein Märchen vortrug. Doch sprach er besonders die letzten Worte mit einem so lebendigen Ausdruck verfehlter Hoffnung, daß er das Mitleid Arthurs noch erhöhte, und dieser, wägnend, der Fremde habe die Unterstützung des Jugendfreundes in Anspruch nehmen wollen, sagte mit gütiger Freundlichkeit:

„Noch einmal, beruhigen Sie sich, Chevalier; was Ihnen der Vater nicht mehr werden konnte, soll Ihnen der Sohn in verdoppelter Maaße seyn. Betrachten Sie dies Haus als das Ihrige, so lange es Ihnen gefallen wird, in unserem kleinen Kreise zu verweilen.“

Aus den Augen des Fremden leuchtete blitzendes Feuer, und um seine Lippen zuckte ein seltsames Lächeln. Arthur hielt Beides für den Ausdruck der Freude über sein großmüthiges Anerbieten und wollte sich, seinem Gaste Ruhe empfehlend, entfernen, um den Danksgungen desselben zu entgehen, als der Kranke seinen Arm ergriff und auf das schon erwähnte, im Zimmer befindliche Bild deutend, mit hastiger Unruhe fragte:

„Wer und wo ist die Frau, welche dieses Bild darstellt?“

„Auf diese Frage kann ich Ihnen nur höchst ungenügende Auskunft geben,“ erwiderte Arthur lächelnd, erstaunt über die Heftigkeit des alten Mannes. „Ich war noch ein Kind, als mein Vater eine Reise nach Frankreich, seinem Geburtslande, machte, von wo aus er erst nach zwei Jahren heimkehrte. Diese Frau befand sich auf demselben Schiffe, wo sie unterwegs erkrankte und starb, ihre Gesellschafterin und eine ganz junge Tochter zurücklassend. Wahrscheinlich von Mitleid bewogen, brachte mein Vater Beide hierher; die Gesellschafterin wurde mir eine liebevolle Pflegemutter, und Eugenie, die Tochter der Verstorbenen, ist jetzt meine holde Braut. Dies Bild ist das Einzige, was Eugenie von ihrer Mutter besitzt.“

Der Kranke hatte mit gespannter Aufmerksamkeit zu-

gehört. „Unmöglich!“ rief er fast unbewußt aus, „die Tochter dieser Frau — Ihre Braut?!“

„So ist es, mein Herr,“ erwiderte Arthur, der den Sinn dieses Ausrufes zu verstehen glaubte. „Eugenie ist meine Braut, und so Gott will, binnen wenig Wochen mein trautes Weib. Ihre Liebe macht mich unendlich glücklich, denn besitzt sie auch nicht Rang und Güter, so empfangen Sie dennoch den reichsten Schatz an ihrem Herzen und ihrer Seele!“

Der Fremde murmelte einige unverständliche Worte, und Arthur, den Gesichte riefen, entfernte sich, nachdem er sein freundliches Anerbieten noch einmal wiederholt.

Als sich der Fremde allein sah, nahmen seine Augen den Ausdruck höllischen Triumphes an. „Der Alte todt...“ murmelte er; „nun, seine Erbschaft hat der Sohn bekommen... Aubussons Sohn und Josephinens Tochter... ha!...“

Der Eintritt des Negers unterbrach sein Selbstgespräch; dieser brachte die Arzneien, welche der Arzt verordnet hatte. —

Der Zustand des Kranken verbesserte sich zusehends; bald konnte er das Zimmer verlassen und wurde nun von Arthur als der Freund seines Vaters in den traulichen Familienkreis eingeführt. Auf Alle, außer Arthur, machte seine Erscheinung einen unangenehmen Eindruck; den beiden Mädchen graute vor dem unheimlichen Ausdruck seiner Augen, deren Basiliskensblicke ihre unschuldige Heiterkeit tödteten, und Beatrix wich ihm aus, so oft dies anging. Arthur war zu sehr mit den Vorbereitungen zu seinem künftigen Glück beschäftigt, als daß er seinem Gaste eine nähere Aufmerksamkeit hätte schenken können.

So waren mehrere Tage seit diesen Tagen verfloßen. Es war eine schöne Nacht und der Glanz der Gestirne am klaren Himmel erfüllte mit einem ungewissen Halbdunkel das Zimmer, in welchem sich der Fremde auf seinem Lager unruhig wälzte.

Plötzlich wurde der in Halbschlummer Besangene mit einem Namen gerufen, den er hier zu hören nie gedacht hatte. Erschreckt blickte er auf.

Vor seinem Lager stand eine weibliche Gestalt, bekleidet mit dem Gewande der CarmeliterNonnen; der halb zurückgeschlagene Schleier ließ ein todtenbleiches Gesicht sehen.

Der Fremde fühlte sein Blut zu Eis gerinnen; die wenigen grauen Haare auf seinem Scheitel sträubten empor; seine Zähne klapperten laut aneinander.

„Schwester Angelika!“ riefen endlich seine vor Entsetzen bebenden Lippen hervor.

„Georg Chamberl!“ tönte es wie Grabesstimme, „wehe Dir, wenn Du es wagst, den Frieden dieses Hauses zu vernichten!“

Der Fremde, von Furcht und Grauen geschüttelt, hüllte sein Gesicht in die Bettvorhänge. Noch einmal tönte die Mahnung in seine Ohren.

In kaltem Schweiß gebadet, wagte er es endlich, wieder aufzublicken. Die Erscheinung war verschwunden.

Er sprang auf und stürmte hinaus ins Freie. Die sanfte Ruhe der Natur und die laue Nachtluft brachten seine verwirrten Sinne wieder zu sich.

„Stehen die Todten auf, die länger als zwanzig Jahre im Grabe ruhen, um mir hierher übers Meer zu folgen?“ sagte er endlich etwas ermüthigter zu sich selbst. „Alter Thor, der du dich von deiner eigenen Einbildung, durch ein Spiel deiner wirren Träume schrecken lässest!... Sah ich nicht selbst Angelika in ihr Grab steigen, sah ich nicht, wie der Maurer dieses mit dem letzten Steine für die Ewigkeit schloß, und hörte ich nicht, wie ihr letzter Todeschrei den Sterbegefang der Nonnen überdönte?!... Schäm dich, Al-

ter; die Todten schlafen fest; nur deine Feigheit malte dir dies Schreckensbild! . . .“

Es gelang wirklich seiner Willenskraft, das Entsetzen aus seiner Seele zu bannen. — Niemandem sagte er ein Wort von dieser nächtlichen Erscheinung.

Der Tag, welcher Arthur und Eugenie auf immer vereinigen sollte, rückte näher.

Der Freineger Kongo langte inzwischen auf Guadeloupe an. Er brachte Briefe von Henry, der noch auf St. Domingo zurückbleiben mußte, für Arthur und Kamilla mit, in welchen er wiederholt den Wunsch der Verbindung seiner Schwester mit dem Freineger aussprach. Wie Arthur es vorhergesagt, geschah; das unschuldige Mädchen, noch unbekannt mit den beglückenden Trieben der Liebe, reichte willig und vertrauensvoll dem Manne die Hand, welchen der geliebte Bruder für sie gewählt; sie wußte ja, daß Henry nur ihr Glück beabsichtigen konnte. Doch setzte Arthur ihre Verbindung, durch Felix heimliche Bitten bewogen, noch auf ein Jahr hinaus.

Kongo erhielt von Arthur eine kleine Pflanzung als freies Eigenthum; doch nicht freundlicher wurde durch diesen neuen Beweis von Güte der finstere Blick des Freinegers. Aber auch Kamilla war seit ihrer Verlobung nicht mehr das heitere, fröhliche Mädchen wie früher; ihr Auge blickte oft traurig auf Eugenie, und schon entwand sie sich den Armen der Freundin, wenn diese des Mädchens trüben Kummer durch Liebkosungen zu verschweigen suchte. Immer mehr zog sie sich von Aller Umgang zurück.

Der Fremde blieb im Hause und wurde stillschweigend den Bewohnern desselben zugezählt. Häufig machte er jedoch kleine Ausflüge in die Umgegend und verweilte besonders oft auf der Pflanzung des Freinegers, mit dem er dann längere Unterredungen hatte, deren Inhalt Niemand erfuhr. Befand er sich im Kreise der Familie, so betrachtete er, wenn er sich unbeobachtet sah, Beatrix blasse Züge mit prüfendem Blicke; doch immer schüttelte er dann den Kopf und murmelte vor sich hin: „Ich habe sie selbst ins Grab steigen sehen!“ — Auch schloß er sich öfter in seinem Zimmer ein, wo ihn Niemand bei seinem geheimnißvollen Treiben störte.

## 3.

Es waren wieder einige Wochen verflossen, als ein Schiff, von der Insel St. Domingo kommend, in den Hafen von Point-a-Pitre (die größte Handelsstadt auf der Insel Guadeloupe) einlief. Es war ein heißer Vormittag, aber dennoch war der Platz am Hafen gedrängt voll von Geschäftsleuten und Neugierigen, denn man war gespannt auf Nachrichten über den Fortgang der Negerempörung auf jener Insel, die bereits eines drohenden, unheilverfündenden Charakter angenommen hatte. Weiße und Schwarze, Männer und Frauen drängten sich bunt durcheinander, die Ankommenden, welche eben ausgeschifft waren, mit Fragen und Geschrei umringend. Nur mit Mühe gelang es einem jungen Mulatten, sich durch die Menge zu drängen und das am Hafendamme befindliche Gasthaus zu erreichen.

„Willkommen, Monsieur Henry!“ rief in der Thür desselben ein Negerknabe, ihm munter entgegenschreitend.

„Wie, Jacques, Du hier?“ fragte Henry erstaunt.

„Was treibst Du hier mein Knabe?“

„Ich soll Dich hier erwarten,“ erwiderte Jacques. „Unser Herr glaubte, das Schiff käme zwei Tage früher, und so lange bin ich nun schon hier. . . Der Herr und die schöne Herrin Eugenie meinten, Du seist ermattet von der Reise, und haben mich Dir entgegen geschickt mit Erfrischungen — dort in dem Korbe!“

„Die Guten, wie besorgt sie für mich sind!“ sagte Henry

gerührt. „Nun sprich, Kleiner, wie verließest Du die Herrschaft?“

„O, Herr und Herrin sind sehr wohl, auch die gute Dame Beatrix; Deine Schwester Kamilla aber lächelt nicht mehr so oft wie sonst über Jacques — und Kongo, der Freineger. . .“

„Nun, was ist's mit Kongo?“ fragte Henry, als der Knabe stockend innehielt.

Jacques zog den jungen Mulatten geheimnißvoll in einen Winkel des Zimmers, und nachdem er sorgfältig um sich geblickt, ob er auch nicht belauscht werde, zog er vorsichtig einen Brief aus der Tasche seiner weiten Beinkleider.

„Kongo, der Freineger, gab mir dies für Dich,“ sagte er leise. „Er befahl mir, diesen Brief Niemanden als nur Dir zu geben, auch mit keinem Menschen davon zu sprechen. Ach, er drohte mir so fürchterlich, wenn ich ihm ungehorsam sei!“

„Schon gut, mein Knabe, fürchte Nichts!“ erwiderte Henry, gedankenvoll den Brief betrachtend.

„Ach, und woran ich jetzt erst denke! . . .“ rief Jacques plötzlich mit komischem Schrecken. „Ja, es ist richtig, heute Abend ist das Hochzeitsfest auf der Plantage!“

„Wie, schon heute? . . .“ rief Henry aus. „Also heute!“ setzte er nach kurzer Pause tief seufzend hinzu, beide Hände auf das pochende Herz drückend.

„Ja, heute!“ fuhr der Knabe halb weinerlich fort; „am Abend tanzen die Neger auf der Plantage unter den Palmen und sind fröhlich. . . Reisen wir nicht gleich ab, Monsieur Henry?“

„Nein, guter Knabe,“ erwiderte Henry, mit sich selbst kämpfend. „Doch will ich Dir die Lust des heutigen Tages nicht verderben. Mache Dich immerhin ohne mich auf den Weg; sieh, noch ist es nicht Mittag, und Du kannst bequem auf der Plantage seyn, bevor das Fest beginnt.“

„Dank, Dank, guter Monsieur Henry!“ sagte Jacques vergnügt, die Hand des jungen Mulatten küßend. „Aber was soll ich der Herrschaft sagen, wenn Du nicht mitkommst?“

„Berichte ihnen, die Geschäfte hielten mich hier auf,“ sagte Henry nach kurzer Pause; „berichte ihnen, es sei mir unmbglich, verließest Du wohl, es sei mir unmöglich, heute zu kommen. . . Sage ihnen aber auch, daß ich die heißesten Wünsche für ihr Glück zum Himmel sende!“

„Wohl, ich werde nach Deinem Willen thun,“ versprach der Negerknabe. „Aber nun sieh auch hier, was Dir die Herrschaft sendet,“ — er leerte den Inhalt seines Korbes auf einen Tisch vor Henry aus — „diese saftigen Ananas, diese süßen Feigen, diese Datteln, und hier — diese Flaschen mit Sekt und Kapwein. . . Herrin Eugenie selbst gab mir diese Sachen,“ fuhr er schwachhaft fort, „und die Negerin Ricotte, die Küchen-Aufseherin, mußte sie sorgsam in diesen Korb einlegen. Laß es Dir wohlschmecken, Monsieur Henry. Ich hole für den Herrn noch die Zeitungen, die gestern übers Meer gekommen seyn sollen, und dann gehst fort nach der Plantage, wo heut Hochzeitsfest ist und unter den Palmen getanzt wird! . . .“

Zubelnd und singend häpfte der frohe Knabe von dannen.

Kaum hatte Henry das fröhliche Geschwätz des Davoneilenden vernommen. Mechanisch ließ er sich auf einen Sessel im Gastzimmer nieder. Eine Thräne benetzte seine gebräunten Wangen.

„Vergebens habe ich mein Herz mit Stärke gewaffnet und es seit langer Zeit auf dieses Ereigniß vorbereitet,“ sagte er für sich; „jetzt, wo der entscheidende Augenblick erschienen ist, wo es gilt, männlich das Unvermeidliche zu tragen: jetzt drückt mich die Riesenlast meines Mißgeschicks zu Boden, und statt kräftiger, mutiger Entfagung habe ich nur Thränen, weine ich um ein Glück, das ich nie besitzen durfte, nie erreichen konnte! . . . Und warum nicht?“

Bist du nicht ein Mensch wie Alle? Darf ich nicht auch meinen Theil an der irdischen Glückseligkeit fordern? Habe ich nicht gleiches Anrecht auf Eugeniens Liebe, wie Arthur? ... Ein gleiches Anrecht?! Nein, Malatte, das hast Du nicht! Sollte Eugenie die Schmach mit tragen, welche durch den Makel deiner Geburt über dich verhängt ist — sollten die Kinder, die sie unter dem Herzen getragen, die sie mit heißer Mutterliebe gehegt, schon bei der Geburt dem grausamen Loos der Sklaverei verfallen seyn?! Nimmermehr! ... Wie aber, wenn die Morgenröthe der Freiheit, die jenseits des Meeres in Frankreich angebrochen ist, und deren Widerschein auf St. Domingo bereits in hüllem Glanze aufstammt, wenn diese Morgenröthe auch das Dunkel dieser Insel erhellen wird; wenn die Menschen nicht mehr nach Geburt und Stand, sondern nach Herz und Geist geschätzt werden und ich ihr dann ebenbürtig bin: hätte ich selbst dann nicht das Recht, mir die Geliebte zu erringen, abzukämpfen Jedem, der mir diesen Besitz streitig macht? ... O schäme dich, Henry; hat die Leidenschaft schon so sehr dich überwältigt, schon so ganz die edleren Gefühle in dir erstickt, daß du dich nicht scheust, mit frechem Undank die Hand nach dem Glücke deines Freundes, deines Bruders und Wohlthäters auszustrecken?! Besitzt doch Arthur Eugeniens Liebe, und er ist dieses Engels vollkommen würdig! ... Nein, Henry, dein Sinnen und Trachten darf fortan nur auf das große, erhabene Befreiungswerk gerichtet seyn. Von deinen unglücklichen schwarzen Brüdern das schmachvolle Joch der Sklaverei genommen, ihnen ihre heiligsten Menschenrechte verschafft zu haben: in diesem Bewußtseyn finde einst dein Glück, wenn es dir vergönnt seyn sollte, nach den Stürmen des Lebens in den Hafen der Ruhe einzulaufen! ...“

Dies waren die Gedanken, welche nach einander die Seele des jungen Malatten durchzogen und die Aufregung seines Gemüths besänftigten. Eine starke Natur, wie die seinige, konnte sich nicht lange von einem unthätigen Schmerz niederdrücken lassen, gegen den er mit aller Kraft eines edlen Herzens ankämpfte. Er erinnerte sich jetzt des noch ungelesenen Briefes von dem Freineger. (Fortsetzung folgt.)

#### \* Zeit bringt Rosen.

Wenn Du jetzt in großer Bedrängniß bist, und nicht weißt, wo aus und an; wenn Dein Mißgeschick kein Ende zu nehmen scheint: so verzage darum nicht; „es muß sich Alles, Alles wenden“, also auch Dein Leiden. Ehe sich eine Rose entfalten kann, muß ein Dornstrauch da seyn; aus diesem sproßt die Rose. Aus Deinem Leiden keimt Dein Glück. Das Unglück muß dem Glück zum Abtödt dienen. Wenn Du keine Leiden hättest, wärest Du den Werth der Freuden nicht zu schätzen.

Zeit bringt Rosen! Mit diesem Glauben hast Du schon viel gewonnen; dieser Glauben erhält Dir Deine Geistesstärke, er erhebt Dich über die Leiden, und Du bleibst fähig, den Augenblick zu benützen, wo Dir das Glück winkt.

Aber merke Dir, ich will Dir noch eine gute Lehre auf den Weg nach dem Glück mitgeben! Wie die Zeit die Rosen bringt, so macht sie die Rosen auch welken. Darum, wenn Dich das Glück anlacht, so sei nicht stolz und übermüthig, wie das Unglück, so hat auch das Glück keinen Bestand. Darum genieße Deine Freuden mit weiser Mäßigkeit; denn wer seine Freuden übertreibt, dem bald davon Nichts übrig bleibt.

#### Miscelle.

× Im Morgenblatt wurde vor ein Paar Monaten folgende Zahlenübereinstimmung in Betreff des vergangenen

Jahres nachgewiesen. Der 13. Juli 1806 war der Tag der Unterzeichnung der Rheinbundesakte; am 13. Juli 1848 wurde der Reichsverweser Johann von Oesterreich in die Paulskirche eingeführt. Am 6. August 1806 legte Kaiser Franz die deutsche Krone nieder; an dem gleichen Tag im Jahr 1848 sollte dem Reichsverweser in allen deutschen Landen gehuldigt werden. — Die 42 Jahre von 1806 bis 1848 sind das Doppelte jener schweren kaiserlosen Zeit zwischen dem Untergang der Hohenstaufen und Rudolph von Habsburg, welche 21 Jahre dauerte. Wenn man diese 42 Jahre in 6 Perioden zu 7 Jahren eintheilt, so endigt je eine ungerade Jahrwoche mit einem für Deutschland glücklichen Ereigniß, je eine gerade Jahrwoche mit einem unglücklichen. Im Jahr 1813 war die deutsche Erhebung gegen Frankreich; das Jahr 1820 war ein Unglücksjahr, — die Wiener Schlußakte. Das Jahr 1827 brachte den Anfang des Zollvereins durch den Zollbund von Württemberg und Baiern; das Jahr 1834 einen fatalen Diplomatenkongreß; das Jahr 1841 war wieder ein Glücksjahr durch die Erneuerung des Zollvereins auf weitere 12 Jahre und die endliche Befestigung von Ulm und Rastatt; das Jahr 1848 sah die Auflösung der alten scheinbaren Bundes Einheit, ohne daß Deutschland fähig gewesen wäre, eine bessere an die Stelle zu setzen.

#### Proclamation des Generals Wrangel an die Berliner.

(Mit Kanonenbeschießung.)

Wähler! erzittert, erbebt! — (Bum!)

Nachgefühl, es erhebet — (Bum!)

Ah jetzt so froh mir die Brust! — (Bum!)

Nach sei die Freiheit und nichtig! — (Bum!)

Gras will ich mähen und das tüchtig! — (Bum!)

Eiserne Kugeln, gewichtig, — (Bum!)

Lasse ich schießen mit Lust! (Bum! Bum!)

#### Maximilien Kästlein.

Der berühmte Herr v. Malesherbes erhielt einst den Auftrag, dem noch unter Schreien und Weinen in der Wiege liegenden Dauphin (Kronprinzen) eine Rede zu halten gemäß der französischen Etikette. Herr v. Malesherbes sagte: „Mögen Ew. Königl. Hoheit für Ihr eigenes Glück wie für das Glück Frankreichs, gegen die Sprache der Schmeichelei immer so unempfänglich und taub seyn, als Sie es jetzt für die Rede sind, die ich die Ehre habe an Sie zu richten.“

Humboldt soll zum König von Preußen gesagt haben: Die Grundrechte des deutschen Volkes sind allen Regierungen von Frankfurt diktiert worden; hätte man doch den deutschen Völkern statt der Grundrechte für die Regierungen lieber grundrechtliche Regierungen gegeben.

Welche Mäßigkeit ist gerade nicht empfehlenswerth? — Die Mittelmäßigkeit.

#### Mäthsel.

Kennt Ihr das Ding,

Gefürchtet, getreten und gefaßt,

Das unscheinbar und zwar gering,

Und doch der Herrschaft Zeichen ist? —

Auflösung der Charade in Nr. 7:

Verseck.